

Neue Folgen von „Blind ermittelt“: Wie Philipp Hochmair die „erstarre Erzählform“ Krimi aufbrechen will.

MARTIN BEHR

Ab Montag wird wieder „Blind ermittelt“ (ORF 1, 20.15 Uhr): Der sehbehinderte Sonderermittler Alexander Haller (gespielt von Philipp Hochmair, 49) muss in der Folge „Tod im Weinberg“ gemeinsam seinem Partner Niko Falk (Andreas Guenther) nach dem entführten Sohn einer Winzerfamilie suchen. Das Erfolgsrezept der mit Blindenstock agierenden Figur Haller lautet auch diesmal: „50 Prozent Logik, 50 Prozent Intuition“.

SN: Herr Hochmair, Sie sind vielseitig aktiv: Bühne, Konzert, Performance, Kinofilm. Was reizt Sie an einer TV-Krimiserie?

Philipp Hochmair: Mich reizt immer alles, weil ich wahnsinnig gerne spiele. Krimis sind ein deutsches Phänomen und da so einen speziellen Kommissar spielen zu dürfen ist für mich eine große Freude. Ich glaube, wir haben mit „Blind ermittelt“ etwas Besonderes geschaffen, etwas, was es noch nicht gab. Die Serie hat sich auch schön entwickelt, sie ist eine sehr eigenwillige Krimikomödie, die viele Fans hat. Ich bin sehr stolz auf dieses Fernsehformat und freue mich, dass ich den Charakter Alexander Haller miterfinden konnte.

SN: Sehen Sie sich auch privat Fernsehkrimis an?

Ich schaue gerne TV-Krimis zur Inspiration und bin sehr interessiert, was in anderen Ländern produziert



wird. Die Skandinavier sind mir da eigentlich stets am liebsten. Ich schaue gerne schräge Krimis, aber auch alte Klassiker wie etwa „Polizeiruf 110“ aus den 1970er-Jahren.

SN: Warum ist das Format Krimi im Fernsehbusiness so dominant geworden?

Warum das so ist, kann ich nicht beantworten. Es ist schon ein komisches Phänomen. Haben Sie eine Erklärung?

SN: Experten verweisen auf das Katharsis-Prinzip ...

Ja, aber das habe ich in jeder griechischen Tragödie, da brauche ich keinen Krimi, der vor meiner Haustür spielt. Aber es ist wohl die naheliegendste Erklärung. Dass es in den 90 Filmminuten immer ein Verbrechen geben muss, einen Kommissar, ist schon eigenartig. Es ist fast schon eine erstarre Erzählform. Und die wieder aufzubrechen mit einem erblindeten Kommissar und mit gutem Humor sowie einem

Österreich-Deutschland-Konflikt – mein Kollege und Freund „Niko“ Falk ist ja Berliner –, finde ich ein gelungenes Konzept. Ein weiterer schöner Aspekt ist, dass man durch die einzelnen Folgen Wien und seine Umgebung auf neue Art und Weise kennenlernt. Dieses Orte- und Themensuchen, Themen, die unsere Kultur definieren, machen die Reihe aus und gefallen mir sehr gut.

SN: Wie sehr ist der blinde Ermittler auch ein Aufruf zu stärkerer Integration?

Dass Menschen mit Einschränkungen ernst genommen werden müssen und dass sie enorme Qualitäten haben, ist Teil unserer Erzählung. Ich hatte einst selbst eine Lesechwäche in der Schule und wurde gehänselt und nicht gefördert. Vor 40 Jahren ist man eben mit Schwäche anders umgegangen. Dieser Bevölkerungsgruppe einen Fokus zu geben, finde ich enorm wichtig. Jeder Mensch hat meiner Meinung

nach irgendeine Form von Einschränkung – das ist menschlich. Und der Hinweis, dass wir darauf Rücksicht nehmen müssen, ist mir auch ein persönliches Anliegen. In Gesprächen mit blinden Menschen habe ich bemerkt, wie schwer sie es haben. Auch wie gefährlich ihr Leben sein kann. Die Frage, ob man heil wieder nach Hause kommt, stellt sich Tag für Tag.

SN: Alexander Haller hat eine feine Nase, ist sehr sensibel. Sie auch?

So eine Rolle kann nur funktionieren, wenn sie ganz nah an einem selber dran ist. Deshalb versuchen wir auch in den Entwicklungsschritten der Figur dies zu berücksichtigen. Und wengleich Alexander Haller nicht ich bin, so steckt doch viel von dieser Figur in mir. Ich weiß aber nicht, ob ich eine extrafeine Nase habe (*lacht*). Kurzum: Ich fühle mich in der Serie „Blind ermittelt“ sehr zu Hause. Wir haben ja schon neun Folgen abgedreht.

SN: Wie geht es mit der Serie weiter?

Heuer im Herbst wird weitergedreht, zwei Folgen stehen auf dem Programm.

SN: Kürzlich feierte Ihr Film „Jedermann und ich – Ein Porträt in drei Kapiteln“ Premiere. Ist damit Ihre biografische, filmische Spurensuche abgeschlossen?

Im Gegenteil. Das wird nie aufhören. Gerade in einer Zeit, in der Drehen immer leichter wird und ich außergewöhnliche Bühnensituationen erleben und exotische Länder bespielen darf, gibt es ein Bestreben, das zu dokumentieren. Die Sehnsucht, das festzuhalten, zu vermitteln, ist groß. Das Ringen um Identität oder die Frage: Was ist Kommunikation? Das alles hört nie auf.

SN: Sie kommen vom Jedermann-Thema nicht los ...

Es ist zu einem Lebensthema geworden. Es ist ohnehin ein ewig gültiges Stück und die Frage nach Leben und Tod ist nie zu Ende, bleibt unbeantwortet. Die Suche nach der Antwort ist für mich essenziell. Jetzt bin ich auch in einem Alter wie der Jedermann und ich kann dieses Buch einfach nicht zumachen. Die Premiere von meinem Jedermann-Monolog war 2013 und ich bin seitdem mit unterschiedlichen Fassungen an unterschiedlichen Orten im In- und Ausland auf Tour. Mit meiner Band „Die Elektrohand Gottes“ habe ich das Projekt „Jedermann Reloaded“, mit Kurt Razelli „Jedermann Remix“ und mit der Salzburger Philharmonie „Jedermann Symphonic“. Das Thema ist für noch lange nicht zu Ende erzählt. Wer weiß, wo die Reise noch hinführt?



Edgar Martins ist „Photographer of the Year 2023“

Der von Sony ausgelobte Titel „Photographer of the Year“ geht heuer an den portugiesischen Fotografen Edgar Martins für seine Serie „Our War“ („Unser Krieg“). Die Arbeit ist eine Hommage an Martins guten Freund, den Fotojournalisten Anton Hammerl, der 2011 im libyschen Bürgerkrieg getötet wurde. BILD: SN/SONY/EDGAR MARTINS

KURZ GEMELDET

Empörte Reaktionen zu Döpfner-Chats

BERLIN. Medienberichte zu angeblichen Nachrichten von Axel Springer-Chef Mathias Döpfner haben in Deutschland zu vielen negativen Reaktionen („diffamierend“, „respektlos“) geführt. Döpfner soll sich in Chats an Ex-„Bild“-Chefredakteur Julian Reichelt etwa abfällig über Ostdeutschland oder Muslime geäußert haben. „Die Zeit“ hatte die Chats veröffentlicht. SN, dpa

Tweets können künftig auch länger sein

SAN FRANCISCO. Das US-Unternehmen Twitter gibt seinen zahlenden Abokunden die Möglichkeit, bis zu 10.000 Zeichen lange Tweets zu veröffentlichen. Auch Fettschrift und kursiv werden dabei nun unterstützt, wie Twitter am Freitag bekannt gab. Ursprünglich konnten Tweets bis zu 140 Zeichen haben – die Länge eines SMS. Vor einigen Jahren wurde die Obergrenze auf 280 Zeichen verdoppelt. SN, dpa

Mediengesetze mit Gefahr der digitalen Wettbewerbsverzerrung

Die Unterstützung von „Wiener Zeitung“ und ORF darf privaten Alternativen nicht die wirtschaftliche Grundlage beschneiden.

Während die Gesetzgebung zur „Wiener Zeitung“ in die Endrunde geht, hält der Kampf um ihren Fortbestand auf Papier an. Die Vorschläge reichen von eineinhalb Jahren Nachdenkpause bis zu 25 Cent pro Monat und Haushalt vom künftigen ORF-Beitrag. Über ein taugliches Geschäftsmodell ohne massive staatliche Unterstützung ist nichts bekannt. Allein für den geplanten digitalen Fortbestand als Publikation braucht es alljährlich 7,5 Millionen Euro von seinem Eigentümer, der Republik. Das ruft spät, aber doch den Zeitungsverband VÖZ auf den Plan. Er prüft rechtliche Schritte, ob diese Subvention nicht den Wettbewerb mit privaten Onlineportalen verzerre.

Unterdessen reicht das Spektrum der wackeren Kämpfer für die weitere Printerscheinung des ältesten noch auf Papier erscheinenden Tagblatts der Welt von Kulturschaffenden bis zur Gewerkschaft. Sie haben vor allem zwei Punkte gemein: wichtige demokratiepolitische

Motive und weitgehende medienwirtschaftliche Ignoranz. Denn ihre Forderung vollzieht sich parallel zu schmerzhaften Sparmaßnahmen in Österreichs größten privaten Verlagshäusern. Sie können die enormen Kostensteigerungen von Papierpreisen bis zu Kollektivverträgen kaum noch anders verkraften. Ihre Transformation in das Digitale verringert zudem die Einnahmen.

Unter diesem Aspekt ist die VÖZ-Analyse zu möglicher Wettbewerbsverzerrung durch eine staatlich online gestärkte „Wiener Zeitung“ auch ein Muskelspiel für die überfällige Novelle zur Digitalisierung des ORF. Je freier sein Web-Spielraum, desto enger wird es dort für private Bezahlangebote. Die Suche nach einem Ausgleich zwischen den nationalen Notwendigkeiten eines öffentlich-rechtlichen Mediums und den marktwirtschaftlich getragenen Informationsalternativen ist eine enorme politische Herausforderung. Dass diese entscheidenden

Fragen für die Qualität der Demokratie hinter den Kulissen diskutiert werden, wirkt wie eine Verhöhnung des mündigen Bürgers.

Das Nischenprodukt „Wiener Zeitung“ entzieht sich der öffentlichen Debatte seit Jahrzehnten durch Teilnahmeverweigerung an Auftragskontrolle und Media-Analyse. Viele Angehörige der ehrenwerten Gruppen, die sie auf Papier retten wollen, lesen sie nicht auf diese Weise. Das ist unredlich. Dass der Titel sich zudem der Webanalyse nicht mehr stellt, macht auch eine künftige digitale Existenz fragwürdig. Da wird etwas gefördert, ohne seine Akzeptanz zu kennen. Der ORF hingegen liefert zuhauf Daten über seine Publikumszahlen. Er ist die breiteste mögliche öffentliche Diskussion über seine Zukunft wert. Die Medienpolitik und er selbst müssen sich ihr stellen.

Peter Plaikner ist Politikanalyst und Medienberater mit Standorten in Tirol, Wien und Kärnten.

MEDIA THEK

Peter Plaikner

